
Rezensionen

MAXIMILIAN HÖLZL, Gemeinde für andere, Baptismus-Studien 4, Kassel: Oncken Verlag, 2004, 166 S., kt., ISBN 978-3-87939-204-9, € 15,80.

Maximilian Hölzl, Pastor im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden und Doktorand an der Universität Greifswald, überprüft in seinem Buch „Gemeinde für andere“ – wie es der Untertitel aussagt – „die Anwendbarkeit der Willow Creek Gemeindeaufbauprinzipien für den Aufbau neuer freikirchlicher Gemeinden im deutschen Kontext“. Mit dieser im Oncken Verlag erschienenen Arbeit erwarb Hölzl im Jahr 2003 den Titel „Master of Arts“ im Fach Missionswissenschaft.

Die Veröffentlichung des Buches ist aus mehreren Gründen Anlass zur Freude: Zum einen kann man nur begrüßen, wenn Theologen beherzt und fundiert auf die missionarischen Herausforderungen unserer Zeit reagieren. Die Konfessionslosigkeit in Deutschland nimmt zu, eine christliche Sozialisation fällt zunehmend aus und das außerchristliche, religiöse Angebot ist vielfältig. In dieser für Gemeinden völlig neuen Situation braucht es neue Zugänge zu den Menschen unserer Zeit. Gemeinden müssen sprachfähig bleiben und sehnen sich zu Recht nach neuer gesellschaftlicher Relevanz. Zum anderen hat die Willow Creek Community Church (WCCC) und allen voran ihr Gründer und Pastor Bill Hybels in den vergangenen 15 Jahren wertvolle Prinzipien und Leidenschaft für missionarisches Gemeindeleben nach Europa und Deutschland getragen. Viele tausend Gemeindeleiter und Mitarbeiter haben an den Kongressen teilgenommen; zahllose Gemeinden versuchen das Erlernete umzusetzen. Dieser große Einfluss allein rechtfertigt schon eine gründliche Auseinandersetzung mit der WCCC. Zuletzt ist es m. E. an der Zeit, dass der durchaus richtige Satz von den unterschiedlichen Verhältnissen in Nordamerika und Deutschland etwas näher auf seine Bedeutung hin untersucht wird.

In seiner Einleitung ins Thema bietet Hölzl zunächst einen Überblick über 15 Jahre Gemeindegründungsbewegung in Deutschland. Am Beispiel des BEFG zeigt er, wie sich vielerorts die „Gründung von sich vervielfältigenden Gemeinden“ als Missionsstrategie durchsetzte. Da Gemeindegründung in Deutschland aber relativ schwierig ist und neue Gemeinden – auch wenn sie in der Regel effektiver evangelisieren als alte – nicht automatisch schneller wachsen als bestehende, verlangt das 21. Jahrhundert nach zeitgemäßen und zukunftssträchtigen Ansätzen. Hölzl hält allerdings fest: „Die Verknüpfung der Willow Creek Gemeindeaufbauprinzipien mit neugegründeten oder aufzubauenden Gemeinden erscheint nur dann sinnvoll, wenn diese Gemeinden qualitatives und quantitatives Wachstum anstelle von Stagnation anstreben.“ Wachstum ist bereits vom Gründungsteam einer Gemeinde mutig zu planen.

Um zu untersuchen, inwieweit die Prinzipien der WCCC bei Gründung und Aufbau freikirchlicher Gemeinden in Deutschland helfen können und wo sie ggf. modifiziert werden müssen, nimmt Hölzl im zweiten Kapitel seiner Arbeit zunächst einige Begriffsdefinitionen vor und analysiert den Gemeindetypus *Church for the Unchurched* (frei übersetzt: „Gemeinde für andere“), der den weiteren Kontext auch der WCCC bildet. Die kirchliche Ausgangslage in den USA ist s. E. maßgeblich von der Säkularisierung, der Postmoderne und der Selbstisolation der Kirchen bestimmt. Die Reaktion der „Ge-

meinden für andere“ beschreibt Hölzl mit Holger Böckel anhand dreier Kennzeichen: „Transparente Ziel- und Auftragsbeschreibung“, „Typologische Orientierung an Außenstehenden“ und „Visionsorientierter Leitungsansatz“. Dazu tritt eine optimistische Erwartungshaltung bezüglich der aktuellen, missionarischen Möglichkeiten.

Das augenfälligste Merkmal der WCCC, der wöchentliche Gottesdienst für Suchende, knüpft an den Stil der Veranstaltungen von Billy Graham an, transferiert dessen Programm aber in die Ortsgemeinde. Ein solcher speziell für Nichtgläubige gestalteter Gottesdienst ist nicht neu, sondern hat in den Abendgottesdiensten vieler Gemeinden seit mehr als 150 Jahren bewährte Vorläufer. Allerdings ging die evangelistische Zielsetzung in vielen Kirchen mit der Zeit verloren, so dass diese Gottesdienste letztlich nur noch von den „wirklich hingegebenen“ Gemeindegliedern besucht wurden. Eine notwendige Reaktion sind spezielle Gottesdienstformen zum Erreichen säkularisierter Menschen. Hölzl unterscheidet hier gemischte, besucherfreundliche, besuchersensible und besucherorientierte Gottesdienste. Zu letzteren zählen die Gottesdienste von Bill Hybels, der überzeugt ist, dass man „im selben Gottesdienst nicht gleichzeitig den Bedürfnissen von Christen und Nichtchristen begegnen kann“. Anders als in den besuchersensiblen Gottesdiensten sind hier die Besucher weniger aktiv in den Gottesdienst einbezogen.

Insgesamt ist es aber wichtig festzuhalten, dass die Gottesdienstform maßgeblich durch die Zielgruppe zu bestimmen ist – eine leider nicht weiter ausgeführte These des Autors. Je nach Lebensalter und persönlichem Hintergrund erwarten Menschen Unterschiedliches von einem ansprechenden Gottesdienst. In dem Zusammenhang erwähnt Hölzl auch die Auffassung, dass unter dem Stichwort „postmoderne Gemeinde“ in den USA gerade eine „mehr auf Seelsorge und Gemeinschaft ausgerichtete Phase eine Proklamationsphase mit hochwertigen Großveranstaltungen ablöse.“ Eine detaillierte Auseinandersetzung mit diesem Trend hielte ich für sehr spannend. Natürlich kann der Autor dies unter der vorliegenden Aufgabenstellung nicht leisten, und so kommt er zügig zu folgendem, beachtlichen Hinweis: „Einerseits bieten die großen *seeker-sensitive churches* eine Antwort auf die komplexe missionarische Herausforderung, der sich die Kirchen der westlichen Welt gegenwärtig gegenübersehen. Andererseits darf dieser Ansatz keinesfalls als der einzige angesehen werden [...]“. Mit Hinweis auf Luthers Vorrede zur Deutschen Messe spricht sich Hölzl für eine Mehrzahl von Gottesdienstformen aus. Allerdings dürfen sich s. E. nicht länger 95 % der Angebote an nur 5 % der Bevölkerung, nämlich dem christlichen Teil, orientieren, weshalb sich die Frage nach den WCCC-Prinzipien auch tatsächlich stellt.

Im dritten Kapitel untersucht Hölzl die Arbeitsweise der WCCC und ihre biblisch-theologischen Grundlagen, wobei er sich nach eigenen Angaben vor allem auf deren Struktur und Strategie konzentriert. Der Autor spricht sich hier für die Vorteile klar definierter Aussagen über Vision, Mission und Werte einer Gemeinde aus. Eine klare Auftragsbeschreibung und die sie umsetzende Strategie gewährleisten, wenn sie die tieferen Realitäten von Gemeinde nicht übersehen, Klarheit und Konzentration auf das „was wir eigentlich wollen“. Zudem repräsentieren die Werte der WCCC überwiegend evangelikales Allgemeingut und sind biblisch gut begründet.

Die „7-Schritte-Strategie“, die das Zentrum der Gemeindestrategie darstellt und den Weg eines Menschen über erste, freundschaftliche Beziehungen, über den Besuch des offenen Gottesdienstes bis zur vollen Integration in die Gemeinschaft von Christen („vom Distanzierten zum hingegebenen Nachfolger Jesu“) ermöglichen soll, ist eine beachtliche Antwort auf eine zunehmend säkulare Kultur. Modelle wie dieses ermöglichen Gemein-

den die Vorrangstellung ihres missionarischen Auftrages zu erkennen und zielorientiert zu leben. „Dabei hängt die Wirksamkeit des Zeugnisses einer Gemeinde zweifellos stark von der Qualität ihrer Anbetung und der Tiefe ihrer Gemeinschaft ab.“ Es ist Hybels jedenfalls in bemerkenswerter Weise gelungen, die meisten Mitglieder zur Rettung verlorener Menschen heranzuziehen. Entscheidend bleibt aber, dass es vor dem „Transfer von Methoden“ primär um den „Transfer von missionarischer Leidenschaft“ geht.

Auch darf die Methodik nicht von der biblischen Grundlage abgelöst werden, um nicht zum Selbstzweck zu werden und am Ende auch inhaltlich allein beim Menschen anzuknüpfen. Eine verantwortliche Übersetzung der biblischen Botschaft in die aktuelle, westliche Sprache und Kultur bleibt aber bei aller Wachsamkeit stets notwendig.

Diesen theologischen Reflexionen schließt Hölzl drei Fallstudien in unterschiedlichen Regionen des Landes an (4. Kapitel). Als Beispiel dienen die wachsenden Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinden in Kelsterbach bei Frankfurt, Lilienthal bei Bremen und Weimar. Durch Gemeindebesuche und Interviews mit den Verantwortlichen gewinnt Hölzl Einblicke in die jeweilige Gemeindegeschichte, die maßgeblichen Faktoren für die Entwicklung der Gemeinde und die Rezeption der WCCC-Prinzipien, vor allem der „7-Schritte-Strategie“, sowie deren Anpassung an den örtlichen Kontext. Besonders diese „Geschichten aus dem Leben“ haben mich beim Lesen inspiriert. Es handelt sich aber nicht, wie man denken könnte, um bloße Werbereden für Willow Creek, sondern um durchaus unterschiedliche Wirkungsweisen der angewandten Prinzipien. Die Gemeinde in Lilienthal verließ sogar nach einer Weile das amerikanische Vorbild in vielen relevanten Punkten, u. a. weil sie den offenen Gottesdienst als „relativ unwirksam“ erlebte. Doch die Impulse aus Chicago, die geholfen hatten, von einem traditionellen Gemeindeansatz zu einem missionarischen Gemeindeaufbau zu kommen, wirkten auch im neuen Konzept einer Zellgruppengemeinde weiter. Alle Gemeinden, bzw. verantwortlichen Mitarbeiter, erlebten eine starke Motivierung durch die Begegnungen mit der WCCC, Hilfen in der Strukturierung ihres missionarischen Gemeindelebens und das Vorbild einer offenen und warmherzigen Gemeinde.

Maximilian Hölzl fasst zum Schluss seine Studien und Erfahrungen in 23 Thesen zusammen, die gelungene Wegweisungen darstellen.

Der Autor hat eine umfangreiche Arbeit vorgelegt. Die Fülle an Material und zitierter Literatur ist beeindruckend, auch wenn sie es bisweilen erschwert, den Durchblick zu behalten. Kritische Einwände zur Praxis der WCCC, zum Beispiel eine mögliche Schwächung der vertiefenden Gemeindelehre durch die starke Betonung der evangelistischen Verkündigung, die notwendige Relativierung der Bedeutung einer exzellenten Gottesdienstgestaltung und mögliche alternative Konzepte missionarischen Gemeindebaus werden offen thematisiert. Trotzdem bleibt die missionarische Kraft und Leidenschaft der WCCC am Tage und ihre Prinzipien erscheinen, wenn sie durchdacht und bewusst angewandt werden, als sehr hilfreich. Eine kurze Auseinandersetzung mit dem Leitbild als wesentlichem und nicht unumstrittenem Strukturelement der WCCC wäre zusätzlich schön gewesen. Der Leser sollte sich keinesfalls den Anhang zur Arbeit entgehen lassen. Hier finden sich u. a. interessante Grafiken und auch eine wichtige theologische Auseinandersetzung mit der Geschichte des Schlagworts „Gemeinde für andere“.

Pastor Henrik Otto (BFeG), Zwieselberger Str. 14, 87669 Rieden

AUGUST JUNG, Das Erbe der Väter – Die „Wittener Richtung“ und „Wuppertaler Richtung“ zwischen Dichtung und Wahrheit (Geschichte und Theologie der Freien evangelischen Gemeinden Band 5.3), Witten: Bundes-Verlag 2007, 178 Seiten, kt., ISBN 978-3-933660-94-7, € 14,95.

Über die sog. Krise im Bund Freier evangelischer Gemeinden ist in der Vergangenheit immer wieder geschrieben worden. Mit diesem Schlagwort wird eine Auseinandersetzung am Ende des 19. Jahrhunderts bezeichnet, bei der es um eine Weichenstellung für den weiteren Weg des Bundes ging. Sollte der Weg des Independentismus – so die bisherige Forschungsmeinung – weiter konsequent beschritten werden, oder sollte man nicht eher eine presbyterial-synodale Verfassung anstreben? Vor allem Friedrich Fries, bekannt als Gründer des Bundes-Verlages und Prediger der Gemeinde in Witten, vertrat die erste Meinung, während Friedrich Koch, Prediger der Gemeinde in Elberfeld-Barmen und ab 1901 Vorsitzender des Evangelischen Brüdervereins, sich angeblich vehement für den zweiten Weg aussprach und diesen auch mit einem erheblichen Machtanspruch durchzusetzen versuchte. Fries habe sich durchgesetzt, als dieser Richtungsstreit auf der Bundeskonferenz 1898 anlässlich der Aufnahme der Gemeinde Velbert eskalierte, während Koch seine Mitarbeit aufkündigte und auch die Gemeinde aus dem Bund „abmeldete“.

August Jung, Pastor emeritus der FeG und durch etliche Bücher und Aufsätze als profunder Kenner nicht nur der Geschichte seines eigenen Gemeindebundes ausgewiesen, hat nun die zur Verfügung stehenden Quellen sorgsam untersucht und kommt an vielen Punkten zu einem deutlich anderen Bild und stellt damit vieles in Frage, was bisher ‚common sense‘ war.

Es gelingt ihm aufzuzeigen, dass die bisherigen Darstellungen nahezu allesamt auf Ausführungen Konrad Bussemers (bzw. von Fries selbst) beruhen, die aber erst mehr als 20 Jahre nach den Ereignissen verfasst wurden. Eine der wesentlichen Erkenntnisse ist, dass der Streit sich nicht an der Aufnahme der Gemeinde Velbert entzündete, da diese bereits ein Jahr zuvor ohne Gegenstimme in den Bund aufgenommen worden war. Aber es war genau diese Gemeinde, die die Glaubenstaufe zunächst zur Bedingung für die Gemeindegliedschaft und dann auch für die Teilnahme am Abendmahl machte. An dieser Stelle entzündete sich nun der Protest von Friedrich Koch. Er sah sich nicht nur als „Bewahrer“ des Gedankengutes von Grafe und Neviandt, er war zu dieser Zeit, so belegt Jung es aus den Quellen, auch Präses des Bundes. In dieser Verantwortung sah er sich zum Handeln gezwungen. Seiner Meinung nach hatte die Gemeinde die leitenden Grundsätze von 1874/75 verlassen. Dort war festgehalten worden, dass es neben dem Bekenntnis des Glaubens keine weitere Bedingung für die Aufnahme in die Gemeinde geben dürfe. Jung verweist in diesem Zusammenhang m. E. mit Recht auf den Briefwechsel zwischen Hermann Heinrich Grafe und Julius Köbner (1853/54). Da Grafe sich nicht als Glaubender hatte taufen lassen, konnte er auch nicht Mitglieder der Baptistengemeinde werden, ebenso war die Teilnahme am Abendmahl nicht möglich. Gerade diese Situation war ein Auslöser für die Gründung der ersten Freien evangelischen Gemeinde in Deutschland. So gesehen wird der Protest Kochs und die Forderung, dass die Gemeinde Velbert wegen dieses Verhaltens gemäßregelt werden sollte, verständlicher. Bekanntermaßen konnte er sich nicht durchsetzen. Die Meinung von Fries und etlichen anderen, dass eine Gemeinde ihre Angelegenheiten selber regeln könne, und seien es auch Fragen von solch grundlegender Bedeutung, behielt die Oberhand.

Jung sieht in diesen Ereignissen schließlich eine Wende in der Geschichte der Freien evangelischen Gemeinden von enormer Tragweite. Es war Fries und eben nicht Koch, der das Bundesverständnis verändert habe. Mit dieser Veränderung sieht Jung in der Bundeskonferenz den Beginn einer „profillosen Offenheit“ und meint in dem weiteren Weg des Bundes auch eine „theologische Beliebigkeit“ (112) erkennen zu können. Aus meiner Sicht ist zu fragen, ob sich diese und andere Schlussfolgerungen aus den Quellentexten wirklich mit der Notwendigkeit ergeben, wie die Ausführungen des Autors es nahelegen. Wird es dem „Kreis“ um Friedrich Fries wirklich gerecht, wenn man bei ihnen synergistische Tendenzen ausmacht? Hier sind aus meiner Sicht manche Urteile zu hart (104-111), auch wenn die dahinterliegenden theologischen Fragen berechtigt sind.

Es ist August Jung durch eine sorgfältige und gründliche Quellenanalyse gelungen, die Ereignisse um das Jahr 1898 neu zu beleuchten und manche bisher unverrückbar erscheinenden Aussagen zu korrigieren. Die Arbeit regt dazu an, sich weiteren Fragen zuzuwenden, die durch dieses Buch aufgeworfen werden. Das Verständnis für die eigene Geschichte mit den vorhandenen Brüchen lässt nach dem eigenen Selbstverständnis, der eigenen Identität, und damit auch nach dem weiteren Weg für die Zukunft fragen. Es wäre wichtig, sich noch intensiver mit den Personen von Fries und Koch zu beschäftigen. Zudem erscheint es lohnend, nach dem Einfluss von Gustav Friedrich Nagel zu fragen, der mit seinem Buch „Der große Kampf“ (Erstauflage 1896 bei der Stadtmission Witten) für viel Furore gesorgt und die Entwicklung hin zu einem „radikaleren“ Independentismus befördert hat.

Die Arbeit von August Jung zeigt, wie spannend und gewinnbringend es sein kann, sich mit der (eigenen) Geschichte zu beschäftigen. Quellentexte und Kurzbiographien wichtiger Personen runden den Band ab.

Dozent Michael Schröder (BFeG), Jahnstraße 49-53, 35716 Dietzhölztal